fang acht Seiten

Einzelbezug: 10 Pfennig

DER STURM

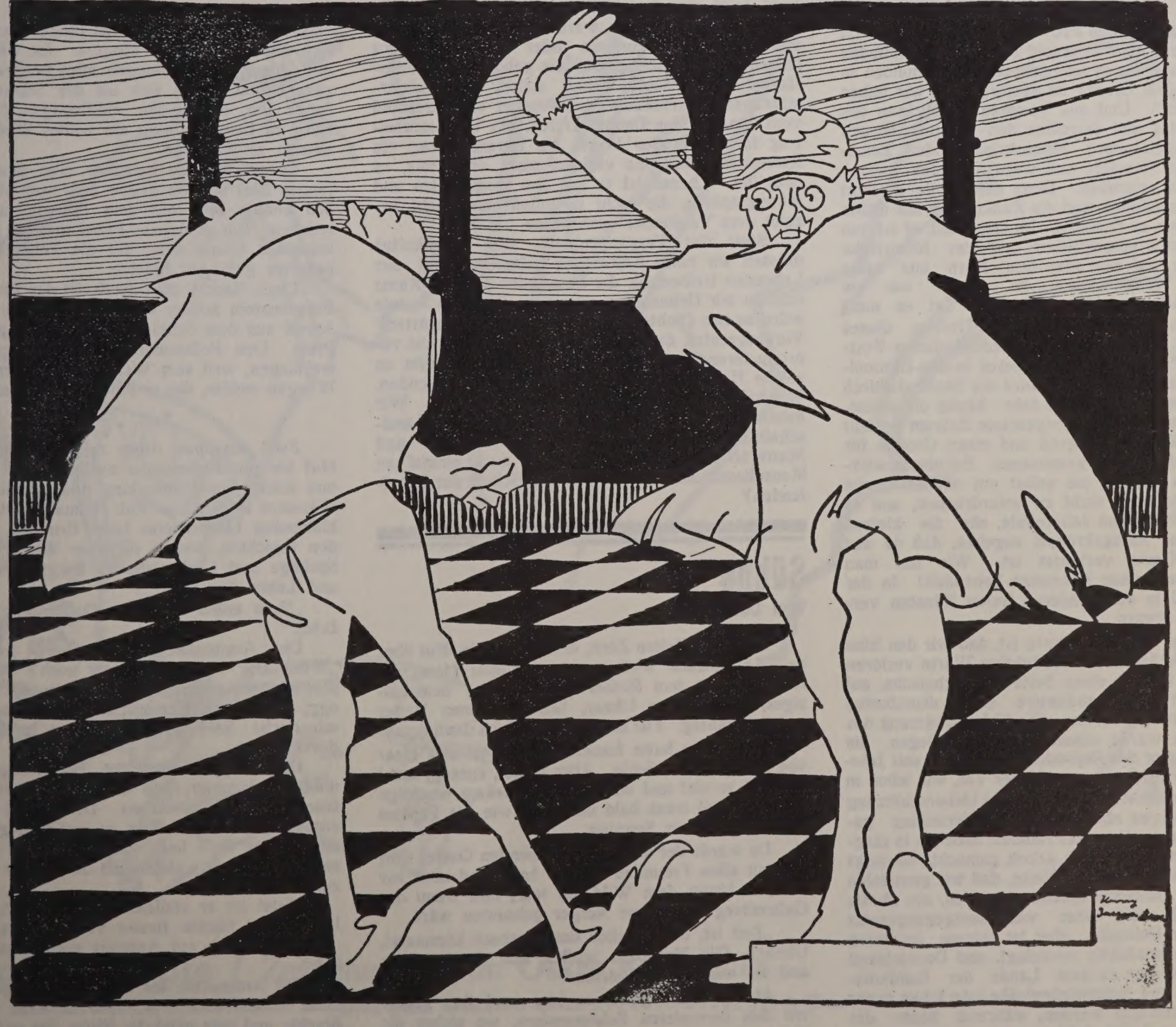
WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 / Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle: Berlin W 35, Potsdamerstr. 111 / Amt VI 3444

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

HRGANG 1910 — BERLIN/DONNERSTAG DEN 30. JUNI 1910/WIEN — NUMMER 18



erzweiflungsscene aus dem Drama von Allenstein

Kriegsgerichtsrat Jago zu Göben:

Ha Schurk, Du läufst vergnügt hier ohne Kopf,
Wir aber schwitzen uns Beweise suchend
Den Rheumatismus in die alten Knochen.
Sei Dir's gesagt: Komm morgen zur Verhandlung
Tod oder lebend, kopflos oder köpfig
Und schwöre was Du weisst, so gut, wie ich.
Es gilt die Ehre meines Protokolls.

Schutz den Schaffenden

Von Heinrich Pudor

Bekanntlich gehen nicht nur die Krebse rückwärts, sondern die Blicke der heutigen Kulturwelt sind sogar vorzugsweise nach rückwärts gerichtet. Die Techniker, die Männer der Erfindungen, die Zeppelin und Blériot, vor allem der unvergeßliche Lilienthal blickten vorwärts und suchten das Land der Zukunft. Aber die Vertreter der geistigen Kultur treiben einen regelrechten Vergangenheitskultus. Einmal in der Form der historischen Forschung und Wissenschaft, die nicht oder viel zu wenig ihrem eigentlichen Zwecke, dem Verständnis der Gegenwart und Zukunft zu dienen, nutzbar gemacht wird. Sie will um ihrer selbst willen bestehen, und zwar schon auf den Schulen — hier vorzugsweise als Kriegsgeschichte. Der geistige Blick des Volkes wendet sich in unorganischer und unfruchtbarer Weise rückwärts. Und nicht nur innerhalb der historischen Zunft, sondern auf vielen Gebieten auch allgemein im Leben. Die Kultusstätten dieses Kulturunfuges sind die Museen, — aber mehr und mehr in das Werktagleben frißt er sich ein: junge Leute, die heiraten und sich einrichten, kaufen altertümliche Möbel und Porzellane, alte Stiche und Radierungen und Gemälde, statt produktiv sich selbst ins Land der Zukunft zu wagen und zum mindesten für die Produktion der Besten ihrer Zeit das regste Interesse zu haben. Dem Schaffenden unserer Zeit und unserer Heimat verekeln wir das Leben, versagen wir die Anerkennung und warten, bis er gestorben ist — dann fallen wir wie die Wölfe über den zurückgelassenen Proviant her, als ob wir jetzt weder Furcht noch Brotneid mehr zu empfinden brauchen, und sagen und schreiben und melden in alle Welt: „ein Großer ist gestorben — wir haben viel verloren". Und nun kommen die Hyänen des Schlachtfeldes und entreißen den Hinterbliebenen die zurückgelassenen Manuskripte oder Zeichnungen oder Gemälde und wetteifern, den besten Nekrolog zu schreiben. Denn der Große ist jetzt tot, also unschädlich, und die Konkurrenz hat nichts mehr von ihm zu fürchten. Im Gegenteil, er ist nun der Geschichte eingegliedert, und der historische Fruchtacker, auf dem man sein Korn und seine Kartoffeln bauen kann, ist wieder um ein kleines Stück vergrößert worden. Ist es nicht ekelhaft und widerlich, dieses Treiben, dieses Stehen und Stoßen auf dem Friedhof, dieses Festreden und Feiern am Grabe, dieses In-den-Himmel-heben? Fatal und peinlich wird die Sache dadurch noch, daß nach dem Tode sehr häufig die öffentliche Meinung ins entgegengesetzte Extrem verfällt und einen Kleinen für groß und einen Großen für ein riesenhaftes Genie ausposaunt. Bei einem wirklich Großen vermag sie selbst am offenen Grabe den Brotneid noch nicht zu unterdrücken, und es dauert oft Jahre und Jahrzehnte, ehe die kleinen Forscher und Alltagskrüppel zugeben, daß da und dann ein Genie verblutet ist. Wie hat man Nietzsche bei seinen Lebzeiten behandelt! In der Malerei und in den anderen freien Künsten verhält es sich ebenso.

Aber das Beklagenswerte ist, daß wir den Sinn und das Verständnis für produktive Werte verloren haben, daß auf der einen Seite nur technische, auf der anderen nur reproduktive oder distributive Werte gewürdigt werden. Die Ueberschätzung des Technischen wurde schon erwähnt. Gegen die Ueberschätzung des Reproduktiven bin ich seit Jahrzehnten zu Felde gezogen; in der Tat, wir leben in einem reproduktiven Zeitalter. Die Ueberschätzung des Distributiven aber, also der Verteilung gegebener Werte seitens des Handels habe ich in jüngster Zeit zum Ziel meiner Arbeit gemacht; sie zeigt sich in charakteristischer Weise, daß wir gemeinhin Handel und Industrie zusammenwerfen, als ob sie wesensgleich, nicht aber wesensentgegengesetzt wären. Der Deutsche aber ist seinem innersten Wesen nach produktiv veranlagt, und Deutschland muß infolgedessen zu dem Lande der (landwirtschaftlichen und industriellen) P r o d u k t i o n par excellence gemacht werden, während heute der Handel das große Wort führt.

Auch deshalb sollten wir statt Nekrologe der Ausgebluteten und Ausgeatmeten Prologe der Lebenden schreiben. Kultus der Lebenden, der Schaffenden unter den Lebenden sollten wir treiben! So lange noch Zeit ist, sollten wir den um ihr Schaffensheil Bangenden Mut zusprechen, ihnen Stimmung machen, ihnen freie Bahn schaffen und ihnen von dem Erfolg, der Wunden heilt und Saatkörner künftigen Werken legt, so viel als möglich rechtzeitig gönnen und geben! Erfolge können zwar auch berauschen und die Selbstkritik lähmen, aber der nicht auszurottende Konkurrenzneid sorgt schon dafür, daß die Erfolge nicht in den Himmel wachsen. Ich kenne nur ein Land, das seinen Dichtern bei Lebzeit und Schaffenszeit Pensionen aussetzt; das ist Schweden, dieses Land der Zukunft. In Deutschland hörte ich noch nicht davon, daß der Kaiser oder der König oder der Staat oder die Kommune einem Schaffenden eine einmalige oder eine regelmäßige Prämie zugebilligt hätte, damit er der Sorge um das tägliche Brot entrissen wäre. Die meisten Schaffenden müssen für sich und die Ihrigen den Platz für das Bett und den Herd erkämpfen. Weil schaffende Arbeit aber heute ihren Lohn nicht findet und nur Kärrnerarbeit bezahlt wird, kommen sie vor lauter Frohnarbeit nicht zu sich selbst. Welcher Schaffende wüßte es nicht, daß er, je höher er strebt, je Besseres er schafft, desto weniger auf klingenden Lohn rechnen kann. Hinabgezogen wird er auf die Straße, in den Rinnstein, durch den Zwang, Geld zu verdienen. Sollten wir nicht alles tun, um Palmen und Lorbeeren, Ehrensold, Ehrenprämien, Ehrenpensionen auf Talente zu häufen? Haben wir den Stolz verlernt, Mäzene zu sein? Die Ehre, einem Schaffenden eine Stätte zu bereiten, wo er arbeiten kann? Die Verpflichtung, es zu tun, wenn man mehr hat, als man braucht und selbst nicht schaffen kann? Wenn heute ein Schaffender protegiert und unterstützt wird, kann man fast immer sagen: Cherchez la femme. Ausgehalten werden ist freilich noch schlimmer als zu hungern oder Frohnarbeit zu leisten. Es ist richtig, daß die geborenen Geistesfürsten so viel Stolz haben sollen, um „Unterstützungen" zurückzuweisen — aber ein Ehrensold vom Staate oder Landesfürsten, ein Unkostenbeitrag für ein großes Werk, ein Ehrenhonorar, ein Reisestipendium, das verletzt nicht den Stolz, es hebt ihn. Ebenso ist es mit den Biographien und Monographien, die nicht beeinflußt und nicht bezahlt dem Verdienste nachspüren.

Statt des Vergangenheits- und Totenkultus müssen wir einen Kultus des Lebenden und der Lebenden treiben, für die Zeugenden unserer Kunst müssen wir Heimstätten schaffen. Wirklich — wie wäre es mit Dichter- und Künstler-Heimstätten? Vorausgesetzt, daß sie Freiheit ließen. Für die reproduzierenden Schauspieler und Musiker gibt es solche Heimstätten, nur nicht für die Schaffenden. Wir haben den Tierschutz seit langen Jahren. Wir haben seit junger Zeit den Naturschutz, Landschaftsschutz, Waldschutz, Denkmälerschutz und Mutterschutz. Wollen wir nicht auch einmal an Menschenschutz denken? An den Schutz der Schaffenden?

Sühne

Von Oskar Baum

Im verzweifelten Zorn, in der dunkeln Wut über den Tod seines Weibes zog der edle Herr von Armpach mit dem Rotbart gegen Rom. Sein einziges, den kleinen Ulmar, ließ er seinem Vetter auf Gallersberg. Für immer, wie es sich dann ergab.

Der Junge hatte frauenhafte Augen und Haar von mattgoldener Seide. Aber er lief, sprang, focht und ritt so viel und wild wie alle, bekam wuchtige Knochen und trank bald mannhaft wie des Papstes Kellermeister am Sonntag.

Da wurde der Vetter des lärmenden Gastes satt, der mit allen Freunden Händel hatte und auch zur Brutzeit hinter dem Wild her war, und wenn der Gallersberg selber vor Aerger geborsten wäre.

„Zeit ist, daß du dich um Armpach kümmerst, Ulmar! Die Nachbarn wollen sich darein teilen und es wäre schade drum."

Aber Ulmarn gefiel es hier, und ihm graute vor den verrosteten Felsennestern, wo sicher die Keller leer waren und die Bauern das Gehorchen vergessen hatten. Er fing an, sich mit Vetters Hilde zu vertragen. Mit der zwölfjährigen Hilde, die leise und gut war und das ganze Schloß regierte, weil sie zu jedem demütig sprach, so daß sich alle sputeten, zu erraten und zu tun, was sie sich wünschen könnte.

Er ließ sich an einem Seil in den tiefen Teich, um einen Ball für sie heraufzuholen, und er tauschte sich für ein heiliges Amulet, das ihm vom Vater geblieben war, ein goldgewirktes Tuch ein, weil es ihr bei einer Freundin gefallen hatte.

Das Ende von der Sache war, daß der Vetter sich zufrieden gab; die beiden miteinander verlobte und dem Junker zusagte, sie werde sein Gemahl, wenn er in vier oder fünf Jahren als Herr auf wohlversehenem Erbe sie zu holen käme.

* * *

Viel blutige Arbeit fand er wohl, aber sein Vetter hatte ihm einen tüchtigen Haufen eiserner Knechte mitgegeben, und einige schwächere Nachbarn boten ihm Freundeshilfe.

Hart und lange war eigentlich nur die Fehde mit dem Pellsteiner. Sein Weib, hieß es, wollte nicht nachgeben; sein schönes Weib, von dem so kitzliche Geschichten umgingen. Ganz weiß und biegsam wie Kirschblütenzweige im Wind waren ihre Glieder und ihre Haut war so heiß wie Eisen unterm Schleifstein. Einen, der die Mauer hinaufkletterte und durch die Spalten im Fensterladen zusah, wie sie zu Bette stieg, ließ sie ins Verließ werfen, und Nacht für Nacht mußte man ihn an ihr Bett fesseln. Der Pellsteiner, ihr Mann, zog eine krause Stirn; aber sie zuckte mit den Schultern, und er schwieg. Der junge Waffenknecht stand Nacht für Nacht von abend bis früh an ihr Bett gefesselt, bis er von Sinnen kam und einmal beim Losschnallen mit allen Vieren ausschlug, Schaum vor seinem Munde floß und seine Zähne sich festbissen in die Holzlehne des Bettes; die Nägel aber krallte er sich ins Fleisch und entmannte sich mit den eigenen Fingern. Es wäre vielleicht mit klugen Verhandlungen alles beigelegt worden, aber Ulmar fühlte sich als der Stärkere, und es freute ihn, mit seinem rauflustigen Fähnlein die Burg zu berennen. So ein wildes Weib, und jetzt zitterte sie vor ihm.

Lange Wochen berannte man umsonst. Viel junges Blut spritzte gegen Fels und Mauer. Endlich konnte man mit dem Hunger in der Feste rechnen. Ein gerüstetes Pferd und ein Kettenhemd versprach Ulmar dem, der die Pellsteinerin wohlbehalten gefangen brächte.

Eines Nachts, als unverhofft das Feuer aus den Burgfenstern schlug und Ulmars Leute zu leichter Arbeit aus dem Schlaf weckte, verdiente einer den Preis. Den Pellsteiner hatten die eigenen Leute erschlagen, weil sein Weib sich mit dem Mehl die Wangen weißte, das er ihnen vom Munde absparte.

* * *

Zwei Knappen ritten zum Hofe herein, vom Huf bis zur Sturmhaube weißgrau von Reisestaub und müde; sonst aber jung und stattlich, und mit Wämsern in gleichem Rot. Ulmar lehnte am weißblühenden Lindenbaum beim Brunnen und befahl den Knechten, welche die vom Winter gerissenen Sprünge und Löcher in der Burgmauer mit Stein und Lehm flickten.

„Vom edlen Herrn zu Gallersberg Gruß und Brief."

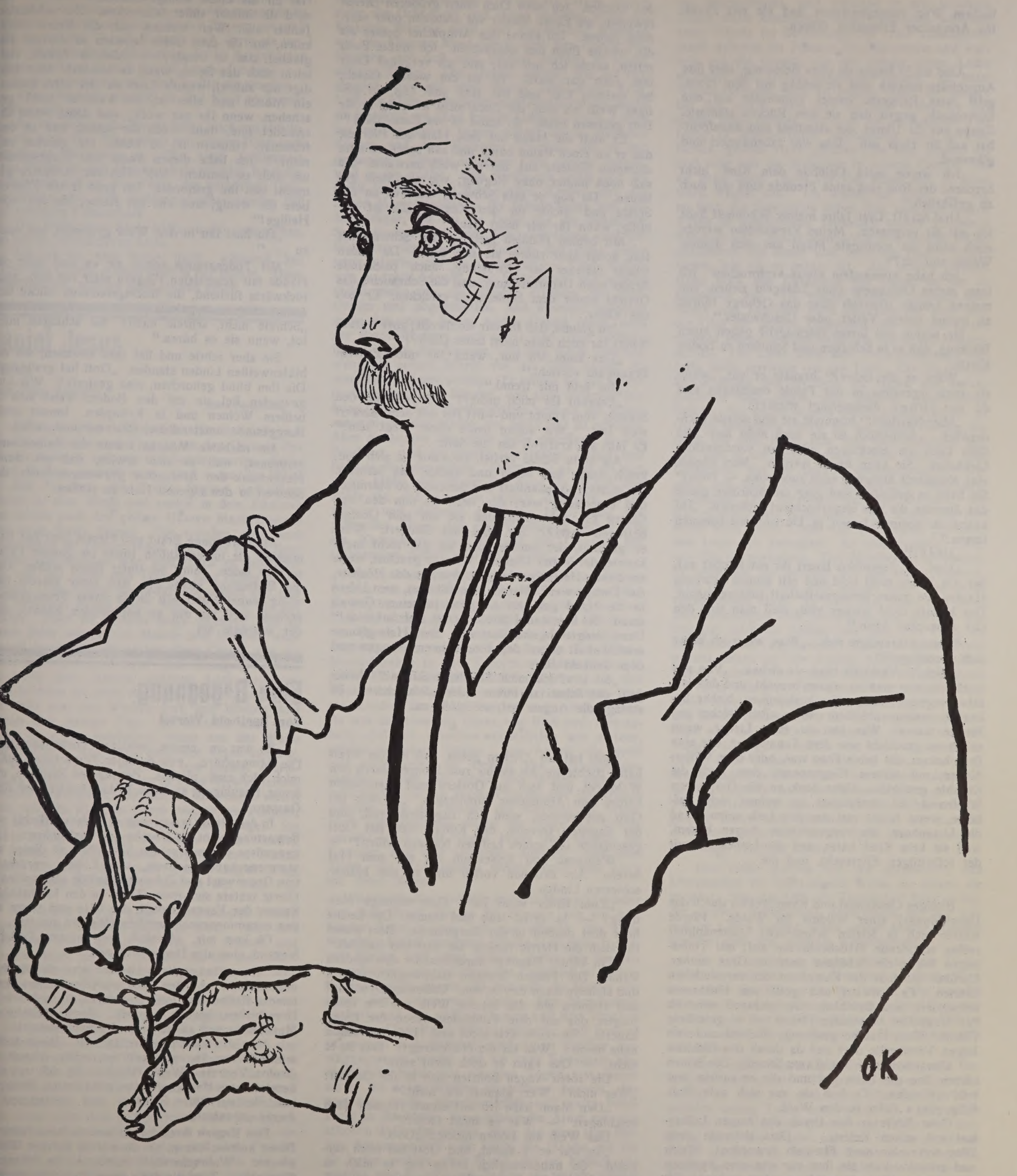
Der Armpacher wurde glutrot vor Freude. „Wie? Der Vetter? Lebt er noch? Wie geht es ihm und den andern allen? Was macht der Rabenegg, der zornige Kerl mit der Judennase? Erzählt mir doch! Seid Ihr schon lange in der Gegend dort?"

Die Knappen erzählten ehrerbietig, was sie wußten; darunter, daß der Vetter todesmatt von einer bösen Krankheit sei. Der Teufel würge ihn von Zeit zu Zeit, daß er zu ersticken glaube, und der Junker Rolf kam vom Königshof aus Prag, sein Erbland zu wahren und dem Vater die Augen zuzudrücken.

„Jetzt ist er vielleicht nicht mehr", murmelte Ulmar und blickte finster vor Schmerz.

„Wir sollen auf Antwort warten, weil es Eile hat."

Der Armpacher las das Stück Pergament, das nicht verschlossen war, weil es kein Geistlicher brachte und kein gelehrter Ritter, der es hätte lesen können. Er atmete mühsam, reckte sich aber stählern und wandte den Kopf ein paar Augenblicke zur Kemenate der Pellsteinerin hinauf. Dann holte er einiges alte Frauengeschmeide von seiner seligen Mutter oder vielleicht schon von der Ahne und ließ Rolf bitten, ihm Hilde, seine Braut, mit ritterlichem Geleit zu senden. Er würde ihr auf



Menschenköpfe / Zeichnungen von Oskar Kokoschka

II Adolf Loos / Wien / Über die Bedeutung dieses Architekten spricht Richard Schaukal in Nummer 15 dieser Zeitschrift

halbem Weg entgegenziehen und sie mit Prunk ins Armpacher Erbschlöß führen.

* * *

„Und ich?“ fragte sie ohne Betonung, aber ihre Augenlider zuckten und sie schlug mit dem Horngriff ihrer Reitgerte immer grimmiger auf den Eichentisch, gegen den sie den Rücken stemmte. Knapp vor ihr Ulmar, der standfest und unanfechtbar auf ihr Haar sah. Das war rabendunkel und glänzend.

„Ich werde mein Gelübde dem Kind nicht brechen; der Rolf und seine Freunde sind mir auch zu gefährlich.“

„Und ich?!! Drei Jahre meiner Schönheit habe ich mit dir vergessen. Meine Verwandten werden mich nicht als niedrigste Magd um dich dulden. Wohin soll ich?“

„Ich habe niemandem etwas versprochen. Ich lasse meine Gefangene ohne Lösegeld ziehen, von meinen Leuten ritterlich über das Gebirge führen zu irgend einem Vetter oder Geschwister.“

Sie schlug mit ihrem Gertengriff gegen einen Bierkrug, daß er in Scherben und Splittern zu Boden klirrte.

„Wäre es dir lieber?“ brauste er auf, „wenn sie mich irgendwo in der Fehde erschlagen und du von ihnen davongejagt wirst?!“

„Aber Narrheit!“ brummte sie und wurde nachdenklich. „Schließlich ist sie noch nicht hier. Ein Blitz kann sie erschlagen oder ein verschmähter Liebhaber. Sie kann krank werden. Man könnte eine Krankheit übrigens auch zubereiten. — Nein!“ Sie hatte es gefunden und ging mit Schritten durch das Zimmer, die von Siegerhochmut dröhnten. „Du kannst sie kommen lassen, ja. Du wirst sie kommen lassen.“

„Und??“

„Und . . . irgendwo lauert ihr ein Räuber auf, der das Visier nicht hebt und mit seinem getreuen Haufen die ganze Reisegesellschaft zusammenhaut. Das könnte nicht schwer sein, weil man sich den Ort aussuchen kann.“

Ulmar bekreuzigte sich. „Was, wenn ich lieber dich erschlüge?!“

„Mich?“ Verblüfft blieb sie stehen. „Von mir weißt du, was man zu wissen braucht, und daß wir sehr vergnügt miteinander auskommen, bisher behaglich zusammenblieben und in allen Stücken zufrieden waren. Was tust du, mein Lieber, wenn es dir so geschieht wie dem Tannwarter, der eine Frau bekam, die keine Frau war, oder dem Wilferdingen, mit seinem Ehegesponst, dem auch die Knechte genügten. Oder denk an die Gräfin von Wolfenrot, die sterbebleich zu weinen nicht aufhörte, wenn er sie mal um den Leib nahm. Und die Luxenhorn, die vorgequollene Augen bekam, weil sie kein Kind hatte, und die Liebenfeld mit der tollwütigen Eifersucht, und die . . . .“

* * *

Blutiges Gewimmel und Kampfgeklirr durch das Doppeldunkel einer Wildnis im Walde. Pferde wälzen sich in letzten Schmerzen; Lanzensplitter reißen schlafende Mädchenherzen auf; mit Todesaugen liegen die Schützen starr im Gras umher. Darüber hin tobt die Kampfwut der verzweifelten Letzten. Es schwirrt und gellt von blutnassen Schwertern und Befehlen, die niemand versteht. Ein Knirschen berstender Helme — — gestöhnte Flüche. Vom Haufen gesprengt flüchten und verfolgen Vereinzelte dort und da durch das Dickicht.

Ulmar wußte nicht viel vom Strauß. Die Seinen hieben ihm die Bahn frei und die er suchte, war bald gefunden. Er hob sie vor sich aufs Roß. Eilig ging's tiefer in den Wald.

Gern fühlte er den Druck der jungen Leibeslast auf seinen Knien. . . . Dies zitternde zarte Ding wäre also mein Eheweib geworden! Weich und eckenlos kam sie ihm vor wie eine Aprikose ohne Kern. Was sie wohl von ihm dachte?! Ob sie ihn in diesem unwahrscheinlichen Zusammenhang erkennen würde?

In voller Nacht hielt er vor einer kleinen Lichtung. Das Mondsilber sickerte hier nur in schlanken Streifen zwischen den Wipfeln durch.

„Wenn Ihr mich nicht zu sehr fürchtet, hochgeborenes Fräulein, will ich hier absteigen, wo wir nicht völlig im Dunkeln sind. Ich möchte Euch darüber aufklären, daß ich kein Räuber bin, wie es scheinen könnte, sondern wohlgeehrter Lehensritter des Reiches. Ich habe Euch einen größeren Dienst erwiesen, als Euere Mutter vor sechzehn oder achtzehn Jahren. Ich kenne den Armpacher besser als die, welche Euch ihm angelobten. Ich mußte Euch retten, setzte ich mir vor, und ich vergönnt Euch ihm auch gar nicht. Er ist ein wüster Gesell, bei meinem Eid, und hat Jahr und Tag ein giftiges Weib bei sich, die Euch nicht lebendig in ihr Bett gelassen hätte. So stand es um Euer Glück!“

Er hielt die Hand auf dem Hals des Pferdes, das er an einen Baum band, und sah scheu zu dem stummen Schleier auf, der sie weiß umwallte. Sie saß noch immer ohne Regung, wie aus Stein gehauen. Da zog er sein Schwert, faßte es an der Spitze und reichte ihr den Knauf. „Es ist nur billig, wenn Ihr mir nicht traut.“

Mit beiden Händen hielt sie den Schwertgriff fest, sonst aber rührte sie sich nicht. Da faßten Ulmar Schauer der Erwartung, auch prickelnde Begier nach Ueberraschung, und die Sehnsucht, das Gesicht hinter dem Schleier zu erblicken. Er hob das Visier.

„Ich glaube, daß Ihr mir wohlwollt; aber warum bringt Ihr mich dann nicht unter Dach?!“

„Das kann ich nur, wenn Ihr mich Euerem Bräutigam vorzieht.“

„Ihr seid mir fremd.“

„Erkennt Ihr mich nicht?!“ Er reißt ihr den Schleier vom Haupt und wirft ihn mit dem Schwert weit fort. „Wir sollen beide ohne Wehr sein!“ Er faßt sie kraftvoll um die Seite . . . .

Als er in Schlaf verfiel, entwand sie sich ihm, kroch durch das Moos und suchte das Schwert. Ob er auch so mannhaft und liebevoll, so stürmisch und ehrerbietig war; der, dem sie nun den heiligsten Eid gebrochen, den sie um sein Gemahl betrogen hatte?! Sie fand das Schwert. Wäre er gesühnt, der andere, den sie gar nicht mehr kannte, der Vetter Ulmar? Wäre er gesühnt, wenn sie diesen Herrlichen hergab, dem sie das Höchste, das Einzige war? Der ihr sein Schwert, sein Leben in die Hand gab, als sie ganz in seiner Gewalt stand. Sie kniete und betete: „Gott, sieh auf mich!“ Dann beugte sie sich über ihn. Sein Hals glänzte mädchenhaft neben den sonnbraunen Wangen und dem dunkeln Bart.

„So straf ich mich für deine Sünde!“ Bitter gellt der Schrei zu ihrem wilden Schluchzen. Er schlägt die Augen auf, sie stößt zu.

* * *

Gott hat ein Zeichen getan, daß ich die Kraft hatte, dachte sie, als sie bis zum Morgen durch den Wald ritt und sich an Dörfern und Meierhöfen vorbei zum Armpacher durchfragte. „Es war bei Gott geschworen, wem ich zugehören soll, und der dagegen frevelte, der Kühne, den hat Gott geschlagen um seines heiligen Namens willen!“ —

Weißgrau von Reisestaub ritt sie zum Hof herein. Am Brunnen vorbei und an den blütenschweren Linden.

„Zum Ritter wollt Ihr? Eine wichtige Meldung? — Ja, er ist taub und stumm. Die Leiche liegt dort drüben in der Burgkapelle. Dort könnt Ihr auch die Herrin finden, die jetzt hier befiehlt.“

Ein kühler Dämmer durchfröstelte den niedern Raum. Die Fliesen klangen unbeweglich stumpf und steinern unter den Sohlen. Unbeweglich stumpf und steinern wie das bleiche Weib mit den roten Augen, das auf dem Fußboden neben der Bahre kauerte. Sie regte sich nicht und Hilde trat schon nahe heran: „Was für ein Höllentrug!? Das ist er nicht. — Das kann er doch nicht sein!“

Die roten Augen bohrten sich in ihr Gesicht: „Wer nicht? Wer, glaubst du, nicht?“

„Den Mann habe ich mit diesen Händen doch erschlagen. — War es nicht Gott?!“

Das Weib am Boden nickte: „Gott.“

„So war er 's selbst, und Gott hat mich versucht. So unbezwinglich heftig zog es mich zu ihm! Und seine Liebe schlug um mich; so süß, so süß! Wie konnte ich das für Sünde halten?!“

„Es war auch Sünde,“ nickte das Weib am Boden.

„Du giftiges Weib! Dich nannte er giftiges Weib! Wir waren mit jedem Kuß in Gottes Recht.“

Das Weib am Boden nickte: „Und allen geschah recht, Gottes Recht uns allen!“

„Warum nur hat er sich verstellt?!“

Die roten Augen hoben sich wieder: „Höre, dummes Kind! Warum du jammerst, frage doch! Hat dir die Liebe wohlgeschmeckt? Nur zu! Sie wird dir immer süßer schmecken. Die schönsten Junker aller Welt werden sich die Kniee wund knien, um dir dies Glück bereiten zu dürfen. Du glaubst, das ist Sünde? — Alles ist Sünde, vielleicht auch das Beten, wenn es wohltut. Aber sündigt nur zuletzt, wenn's Euch zu viel wird, kommt ein Mönch und alles ist, als wäre es nicht geschehen, wenn Ihr nur wollt; und dann, wenn Ihr ermüdet seid, dann wollt Ihr schon, und in den frommen Häusern ist es kühl! Du glaubst mir nicht?! Ich habe diesen Mann hier hingeschickt, um dich zu morden; hab' dich zur Mörderin gemacht und ihn gemordet. Ich gehe in ein Kloster, bete ein wenig, und ehe ich sterbe, bin ich eine Heilige!“

„Du hast ihn in den Wald geschickt, um mich zu . . .“

Mit Todesgrauen schrie sie es und hielt die Hände mit gespreizten Fingern starr vor sich, nach rückwärts fliehend, die furchtgebannten Blicke den roten Augen zugekehrt, die zornig zitterten: „Schreie nicht, schreie nicht! Sie schlagen mich tot, wenn sie es hören.“

Sie aber schrie und lief zum Brunnen, wo die blütenweißen Linden standen. „Gott hat gesündigt! Die ihm blind gehorchen, sind gestraft.“ Wie hingeworfen fiel sie auf den Boden, wand sich in heißem Weinen und in Krämpfen. Immer mehr Burggesinde umstand sie, flüsternd und ratlos.

Am nächsten Morgen wurde die Pellsteinerin verbrannt, weil es sich erwies, daß sie durch Hexentrank den Armpacher gezwungen hatte, das Schwert in den eigenen Hals zu stoßen.

* * *

Aber die junge Braut und Herrin jetzt ließ bald nachher die unvermählten Ritter im ganzen Lande zu sich laden, damit sie unter ihnen wähle. Und die Bedingung stellte sie, daß jeder einzeln und völlig unbekleidet sich ihr in ihrem Prunkgemach erkläre, weil sie nur so entscheiden könnte, wer der schönste sei.

Eine Begegnung

Von Berthold Viertel

Es war an einem unklaren Vorfrühlingstage. Die Atmosphäre, voll dumpfer Erwartung, quälte mich. Ich ging planlos, der inneren Stadt zu, und drang, Beruhigung suchend, in das Gewirre der alten Gassen.

In den alten Gassen war es anders. Nichts von Erwartung, nicht die Unruhe des Vorfrühlings. Der ungewisse Himmel schien hier, über all dieser zusammengekauerten Enge, vom Leben vergessen, von Gegenwart und Zukunft endgültig abgeschieden. Gierig tastete sich mein Gefühl in den feuchtkühlen Spleen der Vergangenheit, der leise und stetig aus den zusammengeschrumpften Häusern aufstieg.

Da kam mir, plötzlich aus einem Gäßchen biegend, eine alte Dame entgegen.

Ihr gelbes, spitzes Gesicht war abgestorben, mondeskalt. An den Mundwinkeln waren zwei famose Falten, voll toten Kummers, die sich mir ins Herz fraßen, als ich sie sah. Auch lächelte der Mund, ohne sich zu regen, im Lächeln erstarrt.

Aber die Augen bewegten sich. Diese hellen, wie farblosen Augen wanderten umher, schnell und sinnlos, Verirrte. Weiße Härchen, die sich von dem versteinerten Haarknoten losgelöst hatten, flatterten um die vergilbten Schläfen und belästigten die Augen ungestraft.

Den Kragen ihres Astrachanjäckchens hatte die Dame aufgeschlagen, als ob wir im tiefsten Winter gingen. Wahrscheinlich hatte sie die Jahreszeit übersehen. Trug sie doch einen Strohhut, nachgedunkeltes, wie zertretenes Stroh, mit schadhaften Kornblumen geschmückt. Den schwarzen Rock zog sie mit schwarz behandschuhter Hand eng an die Beine.

Und sie tänzelte kokett, sie tänzelte an mir vorbei, ohne mich überhaupt zu bemerken, mit einer Grazie, die vielleicht bei den unterirdischen Festen der Toten üblich ist.

Ich folgte ihr. Sie ging zeremoniös und hob ihr Kleid, wie sie es gelernt hatte.

War es nichts als die Maske des Alters? War
hrer Seele etwas von dem, was, alle menschliche
ffnung verhöhnend, aus ihren Zügen sprach?
s tat sie alle Tage? Rastete sie? Irrte sie um-
? Wohnte sie bei Menschen, die zu ihr gehörten
sie zu ihnen, sprach sie mit jungen Leuten?

Lebte sie überhaupt? Ich wollte sie anrufen.

Aber plötzlich wandte sie den Kopf nach mir,
kte mich an.

Ja, zweifellos, die Maske hatte mich angeblickt.
ob mich ihre Einsamkeit mit einem Pesthauch
eblasen hätte, war es. Die zwei schlimmen,
en Falten an den Mundwinkeln wurden lebendig,
ben sich tief ein, wie Trotz, das verhärtete Grin-
drohte mir. Die ziellosen Augen standen still
schossen Feindschaft.

Der Wille einer Seele hatte zu mir gesprochen,
ich zu respektieren hatte.

Ich sah ihr eine Weile nach, während das
tsel des Lebens schmerzhaft in mir bohrte. Dann
orchte ich, wandte mich ab und ging.

aniel Jesus

man

n Paul Leppin

Achte Fortsetzung

Es zogen jetzt Abende über die Stadt, die mit
en, verschüchterten Fingern an den Giebeln der
user tasteten und mit der Sonne sparten, die in
en Wolken verhüllt war. Und wenn der Wind
den Fenstern der Gräfin Regina vorbeiflog,
ckte er eine Weile und suchte in dem Dämmer
Salons nach den gelben Haaren Marta-Biankas
nach ihren Augen. Die standen groß und
immernd im Hintergrunde, dort, wo es am dun-
sten und stillsten war, und sahen zu den Wol-
, die mit Seide und Damast den Himmel ver-
gen. Die Augen Marta-Biankas waren wie eine
in einem hellen Saal. Nicht tief, wie die der
äfin. Aber sie blieben lange Stunden treu an
em Bilde oder einem Munde und konnten wun-
voll leuchten. Sie hatten einen Grund wie ein
ch mit kleinen Kronen und winzigen Zacken,
hätte dort jemand goldnen Lack verstreut.
zt blickten sie starr und schimmerten, und woll-
nicht von den Wolken fort, und blieben dort
nah den ganzen Tag. Sie zuckten nicht und
ßen es ruhig geschehen, wenn aus der Weite
es Herzens, fern, ganz fern, eine Träne aufstieg,
auf den Teppich niederfiel und glühte. Marta-
nka weinte. Sie weinte in einer verwunderten,
tigen Traurigkeit, die sich in ihre Seele verirrt
te, wie ein Kind, in einem unsagbaren Staunen,
sie daran nicht zerbrach wie ein Spiegel. Sie
ßte nicht, wie lange sie schon weinen mußte.
dachte nicht, sie fühlte nur, wie ihre Tränen
en, mühselig und nach einem langen Weg,
nnend wie heiße Steine, die ihr den Hals ver-
gten.

Die Gräfin Regina ging an den bitteren Tränen
rta-Biankas vorüber, ohne ein Wort. Aber ihre
le war weiß geworden wie der Schnee und
die Haare an ihrer Schläfe, die ihr der kleine
egel hinter dem Vorhang zeigte, wenn sie beim
nster saß und fror. Ihre Liebe zu Valentin pei-
te sie, und sie litt unter ihr. Darum kam es wie
ße Bangnis, ein zärtlicher, unsagbarer Schmerz
ihr Leben, als sie das Glück ihres Kindes in
bebenden Tränen zerrinnen sah, die in das
nkle Gewebe des Teppichs silberne Schnüre
kten. Sie durfte nicht fragen, weil sie die Seele
rta-Biankas kannte und wußte, wie scheu und
reckhaft sie sich fürchtete. Sie mußte dabei
, wenn unter dem gelbgoldenen Haar das blasse
sicht mit den weiten hilflosen Augen wie ein
dnis wurde, ernst und reglos und ohne Freude.
mußte dabei sein und schweigen. Sie sah die
nkelheit im Herzen ihres Kindes und klagte
en an, der die Lichter zerblies, die fromm und
nsüchtig darin brannten. Ihn, den jungen Baron,
sie unter Zweifel und Zagen eine Zeitlang
geliebt hatte, weil er soviel Trunkenheit und
ück, und ein heißes, vergeßnes Lachen in den
gen Marta-Biankas entzünden konnte, daß sie
Beginne fast gestorben wäre. Und am Glücke
sterben, wenn es zu groß, zu wild und schmerz-
t für den Leib geworden ist, wenn es die Seele
et und das Herz verzehrt wie einen Lappen,
das müßte der schönste Tod sein im Leben. Daran
hatte die Gräfin oft und lange gedacht, wenn die
Wangen Biankas weiß und durchsichtig schienen
wie die Flamme einer Kerze, und ihre Haare ver-
löschten und hell und trocken wurden in einem
seligen Fieber. Die Gräfin wußte, wie es ent-
standen war mit dem Baron und ihrem Kind.
Valentin hatte es ihr wohl hundertmal erzählt, wenn
sie in Angst um diese fremde Liebe in seinen Armen
lag, und er sprach immer wieder davon, zwischen
Küssen und den lüsternen Wunden, die er mit
grausamen Zähnen in ihren Leib graben konnte,
weil es sie quälte. Nun wuchs ein Gram und ein
Groll in ihr gegen den jungen Räuber, der das
Leben Marta-Biankas in die Hände nahm wie eine
Schachfigur, der ihr die Liebe aus der kindlichen
Seele gezerrt hatte mit dem verwegnen und ge-
fährlichen Spiel seines Mundes, der diese Liebe
jetzt folterte und ihr wehe tat — Gott wußte,
was er damit begann. Sie hatte schon seit langem
nichts mehr von den Beiden erfahren, sie blieb
einsam und abgeschieden, und niemand besuchte
mehr den roten Salon, weder Daniel Jesus, noch
der Baron Sterben, noch sonst wer. Nur Valentin
betrat täglich ihr Zimmer, und ihre Kniee zitterten,
wenn sie seinen Schritt vor der Türe hörte. Er
war böse und gewalttätig. Er schlug sie mit seinen
großen, knochigen Händen, daß tiefe Striemen ihre
feine, gelbe Haut durchschnitten und sie die Zähne
zusammenbeißen mußte, um nicht laut zu schreien.
Aber sie konnte ihm nicht mehr entrinnen, er war
ihr Herr, und sie kniete vor seinen Füßen und
bat um Barmherzigkeit. Dann hob er sie zu sich
in die Höhe und riß ihr den Kopf ins Genick und
küßte sie, daß sie alles vergaß, daß ihre Zunge
schwer und zischend in ihrem Halse hing wie
glühendes Eisen, daß ihre Besinnung zerfiel wie
ein Kartenhaus, und sie wie ein Gewicht mit
stöhnendem Schrei zu Boden sank.

Auch Valentin hörte nichts mehr von Marta-
Bianka und dem Baron. Ihre Liebe war von Tag
zu Tag immer heimlicher und versteckter geworden.
Und die Gräfin stand wortlos und voll Schrecken
vor einem Rätsel, dessen Lösung sie bange er-
wartete. Schon sieben Tage flossen die Tränen
Marta-Biankas in den Teppich mit den phantasti-
schen Linien und den dunklen Farben, der den
Boden des Salons wie ein Wunder bedeckte. Und
sie wurden immer glühender und schmerzlicher.
Es war in ihnen ein Glanz von Blut und Traurig-
keit, daß sie zuweilen niederfielen wie seltene,
schöne, purpurne Steine. Ihre Augen, die groß
und schimmernd im Dunkel des Hintergrundes
standen, sahen nun schon eine Woche starr und
unbeweglich zu den Wolken hinaus und ihre Hände
zitterten wie die Blätter des Gartens im Wind.
Herb und angstvoll wuchs die Sorge der Gräfin
um ihr Kind. Sie wurde krank und häßlich im
Kummer, und ihre Geberden alterten. Und jede
Träne, die Marta-Bianka weinte, grub eine Linie
um ihren Mund.

Marta-Bianka erwachte in einer Mainacht wieder
vor dem Mond, der in ihr Zimmer wie ein blü-
hender Baum schien, hell und silbern. Sie hatte
von dem Abend geträumt, als sie in bloßem Hemd,
mit Mantel und ohne Schuhe durch die Straßen
gelaufen war, um das Haus des Geliebten zu finden.
Sie schlug die Augen auf und sah die Mutter vor
ihrem Bett knien und beten. Der Mondschein
flackerte auf den weißen Haaren und dem bleichen
Gesicht. Und Marta-Bianka erkannte, daß tausend
Schmerzen und Bitterkeit und Angst darüber hin-
weggegangen waren, seit sie zum letztenmal hin-
eingeblickt hatte, vor wenigen Tagen erst, bevor
sie in die roten Wolken zu schauen begann. Da
zog eine große, ausschweifende und weite Sehn-
sucht in ihr Herz. Sie schlang die Arme um den
schönen Hals der Gräfin, über den eine arge blu-
tige Schramme lief. Sie küßte die Hände, die für
sie beten wollten, den Mund, der so häßlich ge-
worden war in wenigen Tagen, sie weinte wieder
und wieder ihre großen, schimmernden Tränen, in
denen ihre Traurigkeit und ihr Blut, ihre arme ge-
täuschte Liebe, ihr hohes, klingendes Herz sich
fanden und die sich im Lichte des Mondes zu-
sammenflochten wie zu einem Strauß. Und sie
erzählte der Mutter alles. —

Baron Sterben war tot. Gestorben in den
Armen Hagars, der Zigeunerin. Seit die der
Schuster aus seinem Haus gestoßen hatte, war sie
zu dem Baron zurückgekehrt. Er versteckte sie
vor Marta-Bianka, und während er mit törichten
Lügen ihren kindischen Mund verschloß, während
seine Hände ihr bernsteingelbes Haar streichelten,
stand nebenan im Zimmer die Zigeunerin und war-
tete auf die Stunde, die ihn wieder ihrem Leibe
schenkte und seinen hungrigen Lüsten. Er hatte
Hagar verboten, sich zu zeigen, wenn die andere
bei ihm weilte, und ihre trotzige Widerrede mit
einem Blick zersägt, vor dem sie verstummte. So
belog er Marta-Bianka wochenlang, und ihr ein-
faches, großes Herz glaubte ihm und blickte rot
und selig wie die Sträucher in seinem Garten. Bis
sie dann eines Tages vor ihm stand und in seine
toten Augen sah. Da wußte sie alles. Er lag
im Bett, die Zigeunerin neben ihm, und ihre Augen
waren in namenlosem Entsetzen stehen geblieben
wie eine Uhr. Marta-Bianka war eine Stunde früher
gekommen als sonst und ohne zu fragen einge-
treten, wie sie es immer tat. Auf seinem Gesicht
stand noch das Entzücken der Liebe, an der er
gestorben war. Im wirren Taumel zerbrach sein
feines und nervöses Herz zwischen der Lust und
der Glut der jungen Zigeunerin, die ihn mit ihrem
magern Körper getötet hatte wie mit einem Messer-
schnitt. Die Liebe hatte sein Herz zersprengt und
seine Seele zerrissen wie ein Tuch. Die Zigeunerin
kniete neben ihm im Bett, ihr Hemd war herab-
geglitten und zeigte ihre kleinen, gefahrvollen
Brüste. Sie kniete stumm neben seiner Leiche. In
wirrem Schrecken starrte sie auf Marta-Bianka, die
weiß wie eine Blüte zum Bett des Geliebten trat
und ihm in die gebrochenen Augen schaute. Das
Entzücken, das ihr daraus entgegenstarrte, ver-
glast und trüb geworden im Sterben, verbrannte
in heißem Leid ihr Herz wie eine Flamme. Sie
war plötzlich kein Kind mehr. Sie wußte und ver-
stand alles. Ihre Liebe war ein Traum gewesen,
eine Lüge von Anbeginn. An einer fremden Liebe
war der da gestorben. Das Märchen war vorüber.
Er hatte mit ihr gespielt wie mit einem Lächeln.
Weil sie Augen wie eine Ampel hatte und bern-
steingoldenes Haar. Er hatte ihre Seele und ihren
dreizehnjährigen Leib genommen, der beinahe zer-
brochen wäre im Glück, wie nun sein Herz an
der Liebe der Zigeunerin. Doch er hatte Raum
gehabt neben ihr für fremde Augen und fremde
Küsse, während ihr Leben voll war bis zum Rand
von dem seinigen. Er hatte Platz gehabt neben
ihrem Herzen für eine fremde und heftige, zehrende
und blinde Leidenschaft, für die er gestorben war,
ohne sich an Bianka zu erinnern, fern von ihrem
Namen und ganz erfüllt von dem schäumenden
Glück einer anderen Stunde, in der er ertrank.
Marta-Bianka schämte sich. Sie schämte sich, daß
sie ihm angehört hatte und seine Geliebte gewesen
war. Sie schämte sich, daß sie sich selbst und ihr
ganzes Leben ihm geschenkt hatte, für den sie
nicht mehr bedeutete, wie ein Spiel oder eine kleine,
lächelnde, verliebte Laune.

Ihre Liebe verflog wie die Staubkrone des
Löwenzahns im Spätsommer, wenn der Sturm sie
zerstört. Nur das Gift der Traurigkeit blieb in ihr,
der großen, unendlichen Traurigkeit, die nur ein-
mal im Leben kommt, wenn unsere besten Stunden
vorüber sind und niemals wiederkehren.

Sie sah mit einem langen Blick auf die Zigeu-
nerin, die noch immer von Entsetzen gefesselt neben
der Leiche des Barons Sterben kniete. Sie wandte
den Kopf und ging nach Hause. Ihr Herz war
verdorrt und ihre Seele in Nöten. Und ihre Tränen
fielen endlos wie ihr Kummer. Sie schämte sich
und bereute. —

So erzählte Marta-Bianka der Mutter die Ge-
schichte ihrer Liebe. Mit großen Augen hörte die
Gräfin zu und mit zuckendem Munde. Die Ge-
schichte seines Todes erschütterte sie. Sie mußte
an sich und Valentin denken und fühlte das duf-
tende Licht der Nacht auf der Narbe an ihrem
Halse spielen. So war die Liebe von Anbeginn,
immer und immer wieder, seitdem sie sie kannte,
Tränen und Wunden, und Trauer und Grausam-
keit. Und sie nahm den Kopf ihres Kindes mit
ihren weißen und schönen Händen, zwischen deren
Fingern eine bunte Sinnlichkeit flackerte, und be-
deckte die Wunde an ihrem Hals mit den Haaren
und den Tränen Marta-Biankas. Und sie weinten
beide zusammen in dieser Frühlingsnacht und hielten
sich mit den Händen und weinten, bis der Mond
blaß wurde und am Ende verschwand, und bis
drunten im Garten ein Vogel im Schlaf von den
Rosen des Sommers zu sprechen begann.

Labyrinth

Von Chammay Pinsky

Aus Deinem Schlafe schöpf ich meine Träume,
Ich singe wie Dein Leib, wie Deine Nächte —
Ich singe wie Dein Blut.

Wenn ich in einem Lied, in einem Märchen
Von einer Königin erzähle,
Die einen armen Sänger liebte —
So sind wir's beide.
Und wenn ich dann von einer braunen Hirtin,
Die einen großen König liebte, singe —
So sind wir's wieder.

Wenn nachts ein Engel, auf dem Monde reitend,
Zu meinem Bette kommt und meine Träume streichelt
Und meine Lieder singt, damit ich schlafe —
Ich weiß — Du bist es!

In einer Urgewitternacht —
Wenn aus dem Herz des Donners mir entgegen
Ein großes Schauerwunder, eine Lilith,
Hervorblitzt —
Mit Armen und mitFüßen mich umschlingend,
Als wolle sie mein krankes Haupt
Mit Blutgewalt der Donner ihrer Brüste
Zerstürmen —
Du bist es wieder!

Ich seh Dich in Jerusalem
Auf Gipfeln heiliger Berge,
Wo einst Propheten standen,
Vor Augen scharfer Sonne
Den schönsten Jüngling küssend —
Und seh Dich in den Tempeln
Der alten großen Heiden
Als kindlich schöne Priesterin
Im heiligen Irrtum
Den Weihrauch, statt dem Abgott,
Dem jungen Priester reichend . . .

Und in Aegyptens Labyrinthen
Nach einem Wandertage, einen Ausgang suchend,
Dann kommt am Abend, wie ein Rest der Sonne,
Ein Mädchen plötzlich, das mir leise
Rasch eine urgeheime Tür zeigt,
Die rechts zu einem Paradies führt
Und links zu einem wilden Brunnen,
Wo es mit mir die ganze Nacht bleibt,
Damit wir morgens beide sähen,
Wie dort am Nil die Sonne aussieht —
Und morgens bei dem Brunnen
Da lacht das Mädchen lustig
Und ich erkenne Deine Augen —
Die Labyrinthe.

Und überall, wo meine Lieder wandern,
Wo meines Blutes Geist mich tollreißt,
Da find ich Dich, Du braune Hirtin,
Du, meines Lied's Prinzessin,
Du Nachtcherub, Du schwarze Lilith,
Du Labyrinthenwächterin,
Du Kind Jerusalems, Du schöne Heidin —
Da find ich Dich,
Mir Deine großen Augen,
Wie zwei Prophetinnen,
Entgegentragend.

Ein Amen

Einmal, als ich sie besuchte, malte jemand ihre Hand — eine schmale Dolde am Ast, eine Seele, die blühte. Ellen Neustädter spielt nicht zur Schau; ihr Spiel ist eine tiefe Dichtung. Die Bühne fängt die Geschehnisse ihres Herzens auf und reicht sie dem Besucher, ein vielköpfiges Ganzes. Sie gibt dem Gemach oder der Landschaft die Farbe und ihr Odem ist überall. Die Damen vom künstlerischen Theater in Moskau könnten ihre Schwestern sein; die haben allerdings ihre Partner, ihre Zugehörigkeit. Ellen Neustädter hat nur einen gleichwertigen Bruder in Berlin: Oskar Sauer. Warum trennt man das rechtmäßige Spielerpaar? Klein Eyolfs Eltern sind sie. Schwere, hehre Paradiesstimmung, düstere Ernte. Eine Engeline: Ellen Neustädter; der Erzengel unter den Schauspielern ist Oskar Sauer. Was ihre Lippen bringen, ist Kunst aus Segen gewölbt. Sein Spiel straft, ihr Spiel belohnt; ist ihr Wesen aus Glas, sein Wort aus Stahl. Immer erzwingt die Gabe der beiden Wunderkünstler ehrfürchtige Anbetung. Es schneite draußen weiße Sterne. Oskar Sauer war seinen Leiden erlegen in „Nora". Stand noch lange nach Schluß der Vorstellung am Theatertor — ich bildete mir ein, er sei wirklich gestorben. Auch heute wagte ich mich nicht stürmisch zu begeistern. Ellen Neustädters Seele ist eine zagende Dolde. Durch die lange Theaterabendstraße ging ich auf Zehen heimwärts, denn mein Herz träumte noch. Genial ist das Unantastbare, erzengel ist alles Genie, es erlöst vom Täglichen, bringt Verlorenheit und Seligkeit zugleich.

Else Lasker-Schüler.

Bei Gelegenheit einer Aufführung des Schauspiels Liebeswalzer in den Kammerspielen zu Berlin

Die Nestroy Charade

Joab . . . Guido Herzfeld
Judith . . . *?**

Bei plebejischen Totschlägen und adligen Schießaffairen stellt Herr K. A. unter dem Strich des Berliner Tageblatts kulturelle Betrachtungen an, in denen sich Rudolf Lotharsche Weltkenntnis und Holzbocksche Weltanschauung spiegeln. Aber wenn die Temperatur aufs höchste steigt, bricht er eine Feder für ff. Biere und div. besttemperierte Böwlchen und lenkt den Verdacht, daß die allgemeine Volksverblödung durch die Lektüre seiner Feuilletons gefördert werde, umständlich auf zu reichlichen Genuß von Zitronenlimonade.

Am Abend des 24. Juni dieses Jahres war die Temperatur selbst im Deutschen Theater, wo sich Herr K. A. als referierender Beobachter aufhielt, durchaus erträglich. Eine Vermutung, was für Getränke etwa Herr K. A. an diesem Abend zu sich genommen haben könnte, ließe sich daher auf den Thermometerstand des 24. Juni doch nur recht vage basieren, wenn nicht sein in derselben Nacht entstandenes Referat den Verdacht erweckte, daß Herr K. A. bisweilen selbst im Genuß von Zitronenlimonade über die Schnur haut. Ja, der kritische Theaterbesucher und der aufmerksame Leser K. A.-scher Feuilletons kann sogar feststellen, daß die überreichliche Limonaden-Libation in der Pause zwischen Goethe und Nestroy stattgefunden hat. Zwar war K. A. noch fähig zu erkennen, daß „die Laune des Verliebten" miserabel wie Limonade gespielt wurde, aber der Nestroyschen Judith-Parodie war er nicht mehr imstande zu folgen. Er möchte gern ein lobendes Cliché an den Darsteller der Judith vergeuden. Aber auf dem Theaterzettel findet er dessen Namen verschwiegen und durch drei Sternchen ersetzt. Daß Joab, der Judith Bruder, unter den Frauenkleidern steckt, entgeht ihm. Im zweiten Akt tritt der Kerl als Soldat auf und als Judith verstellt er seine Stimme. Aber K. A. hat recht. Wenn Nestroy die Judith, die gar nicht auftritt, sondern von ihrem Bruder Joab gemimt wird, im Personenverzeichnis besonders aufführt, ist das kein Grund für die Theaterleitung den Referenten eines einflußreichen Blattes durch drei Sternchen in die schaudervollste Verlegenheit zu bringen. Er ist nun einmal gegen die Symbolik. Nun gar noch auf dem Theaterzettel!

Bimini

Kirchliches

Selbstmord eines Löwen
Oder
Zu kurz gesprungen

Ein tragisches Ende fand ein bejahrter Löwe, der von der Berliner Parochialgemeinde vor siebzig Jahren für die Gemeindekirche engagiert war. Er hatte gemeinsam mit drei anderen bronzenen Löwen darüber zu wachen, daß die umwohnenden Christen regelmäßig in die Kirche gingen, und von seinem Standpunkt auf dem Turm sich die Säumigen zu merken. Der Nachlaß des Kirchenbesuches im letzten Jahrzehnt hatte den Löwen schon sehr deprimiert; das in Ehren halbverblödete Tier war nun durch die neue Kulturkampfbewegung in hohe Erregung geraten. Am Sonnabend nachts 11 Uhr stellte sich der Schutzmann Paul Schnauzbart vom 57. Revier zur Kontrolle auf dem Kirchplatz auf; der Löwe hielt den Mann, der in großer Pose im Dunkeln neben einer Pumpe stand, für den leibhaftigen Papst, sprang herunter, auf ihn zu, und kam elendiglich um. Unter großer Beteiligung der ganzen protestantischen Bevölkerung dieser Gemeinde, nach Absendung einer flammenden, unfrankierten Ansichtspostkarte an den Papst, trug man den Löwen zu Grabe, der übrigens, wie sich erst jetzt herausstellte, nur aus Blei war.

Minimax

Beachtenswerte Bücher und Tonwerke

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Fall statt

ELSE LASKER-SCHUELER
Styx / Gedichte
Verlag Axel Juncker Stuttgart-Berlin

OTTO WEININGER
Ueber die letzten Dinge / Nachlass
Verlag Braumüller Wien

Verantwortlich für die Schriftleitung:
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

